Interview von Colin Heaton mit Hermann Boschet, einem Obergefreiten der Waffen-SS, Teilnehmer von Antipartisanenkommandos in Jugoslawien, 1944/45.

Das Interview wurde per Post und Telefon zu verschiedenen Terminen geführt. Telefonisch: sowohl aus Glasgow, Schottland (1999) als auch aus Wilmington, North Carolina (2000). Ergänzende Daten wurden per Briefe übermittelt.

F: Wann und wo wurden Sie geboren?

A: Ich wurde am 25. August 1927 in Aub, in der Nähe von Würzburg, geboren.

F: Wie sind Sie zur Waffen-SS gekommen?

A: Alle jungen Männer mussten dem Reichsarbeitsdienst beitreten, bis sie vom Militär eingezogen wurden, wo wir eine Auszeit von der Arbeit nahmen, um uns ausbilden zu lassen. Ich war in mehreren Lagern der Hitlerjugend. Etwa im Juni 1943 kam ich in das Wehrertüchtigungslager, das erste Lager, in das man ging, bevor man zum Militär ging, egal ob Infanterie, Luftwaffe oder was auch immer. Wir lasen Kompasse, Karten und alle möglichen Dinge. Wir lernten auch, wie man schießt. Die Ausbildung fand in der Rhön statt, die in Norddeutschland liegt. Eines Tages spielten wir in einem Propagandafilm mit. Wir trugen Armeeuniformen und ich fuhr auf einem Panzer. Wir sprangen vom Panzer herunter und griffen einen Bunker an. Einige Männer in russischen Uniformen kamen aus dem Bunker und ergaben sich uns. Ich habe diesen Film nie gesehen. Wir blieben etwa vier Wochen lang in diesem Lager in der Rhön. Irgendwann wollte mein Chef mir keinen Urlaub mehr geben. Daraufhin ging ich zum Hauptquartier der Hitlerjugend in Würzburg, das etwa dreißig Kilometer entfernt war. Ich sagte ihnen, dass mein Chef mir keinen Urlaub mehr geben würde und ich wollte wissen, was ich dagegen tun könnte. Daraufhin schickten sie mich in ein anderes Lager; in ein Reichsausbildungslager, eine militärische Ausbildungsschule der Hitlerjugend/Waffen-SS. Es war so etwas wie die Adolf-Hitler-Schule. Ich fuhr mit einem Nachtzug nach Sonthofen, und es war Ende 1943 und der Zug war überfüllt. Es gab Leute, die in diese oder jene Richtung wollten, und solche, die ausgebombt waren und einen Platz zum Bleiben suchten. Ich ging in einen Waggon und dort standen zwei Militärpolizisten, die ihre goldenen Kragenspiegel um den Hals trugen. Sie standen fast direkt vor dieser einen Tür. Die Tür öffnete sich und es war Feldmarschall [Gerd] von Rundstedt. Der Feldmarschall trug seinen großen Mantel und rief mich und den anderen Jungen, der bei mir war, zu sich, denn wir trugen beide unsere Hitlerjugend-Uniformen mit unseren Rucksäcken. Wir bekamen heiße Schokolade und ich war eine Stunde lang mit Rundstedt zusammen, als wir von Würzburg nach München fuhren. In München mussten wir umsteigen und Rundstedt sagte *'Auf Wiedersehen'.*

F: War das Ihre erste Begegnung mit einer so berühmten Person?

A: Ich glaube, der Feldmarschall hat uns nur gesagt, wo er hin wollte. Das war das erste Mal, dass ich eine hochrangige Persönlichkeit auf dem Weg nach Berchtesgaden sah, aber er nahm keine Militärpolizei mit. Ich habe dann den Zug gewechselt, um nach Sonthofen zu fahren.

F: Wie lange waren Sie dort, und wie war es dort?

A: Ich verbrachte eine Woche auf der Ordensburg Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen. Wir zogen unsere Hitlerjugend-Uniformen aus, während wir dort trainierten, und trugen SS-Uniformen. Theoretisch war ich militärisch schlecht und deshalb wurde ich nach einer Woche von der Schule

verwiesen. Praktisch war ich in Ordnung, wenn wir unser Kriegszeug mit Panzern, Infanterie oder Schießen machten. Wir übten Taktik mit Modellen in einem großen Sandkasten. Wenn es um die Theorie ging, um Mathematik und solche Sachen, war ich nicht gut darin. Wir mussten alles wissen und deshalb bin ich durchgefallen.

F: Was geschah danach?

A: Nach einer Woche ging ich nach Birksau, wo es ein weiteres Reichsausbildungslager gab. Das war die zweite Klasse der Adolf-Hitler-Schule und ich war vier Wochen dort. Es war eine Bergsteigerschule in den Alpen und das war meine erste Erfahrung damit. Alles fand in den Bergen statt, genau wie in der ersten Schule. Wir lernten, wie man schießt und wie man Berge mit schlechtem Terrain im Schnee besteigt, während wir schwere Ausrüstung trugen.

F: Wie hart war die Ausbildung?

A: Sie brachten uns fast an unsere Grenzen, als wir nach Hause kamen. Die ganze Truppe fühlte sich so. Sie ließen uns in Unterwäsche in Gebirgsbäche steigen. Es war gottverdammt kalt! Sie ließen uns ein paar Mal hin und her schwimmen und lachten dabei. Sie fanden auch Gründe, um uns zu bestrafen. Sie sagten zum Beispiel, dass die Gabel oder der Löffel nicht sauber waren, selbst wenn sie es waren. Darüber waren wir nicht glücklich. Dann vergingen die vier Wochen; eigentlich war ich fünf Wochen dort, denn ich verbrachte eine Woche in Sonthofen und dann vier Wochen in der Schule in Birksau. Als ich nach Hause kam, konnte ich fast behaupten, dass ich ein Berufssoldat war.

F: Wie sind Sie in die SS gekommen?

A: Bevor ich in den Reichsarbeitsdienst eintrat, ging ich Anfang 1943 zum Polizeichef und sagte ihm, dass ich in die Waffen-SS eintreten möchte. Wenn man der SS beitreten wollte, musste man sich an den Polizeipräsidenten seiner Stadt wenden; er hatte die Antragsformulare für den Eintritt. Das Führungszeugnis musste absolut tadellos sein. Man durfte nicht im Gefängnis gewesen sein oder in seinem Leben etwas Falsches getan haben. Ein Räuber, ein Dieb oder ein Vergewaltiger konnte nicht in die Waffen-SS aufgenommen werden. Dann gab er mir ein Genehmigungsschreiben, in dem stand, dass meine Eltern nichts gegen meine Einberufung unternehmen konnten, und ich unterschrieb es. Sobald man dieses Papier unterzeichnete, konnte man der Waffen SS beitreten, aber es war nicht hundertprozentig sicher. Etwa im März 1944 bekam ich mein Papier, das mich dem Reichsarbeitsdienst zuwies, und ich musste sechs Monate dort bleiben. Sie schickten mich mit dem Zug nahe der polnischen Grenze nach Frankfurt an der Oder.

F: Wie war der Arbeitsdienst?

A: Disziplin stand beim Arbeitsdienst immer an erster Stelle und man setzte uns dort ein, wo wir gebraucht wurden. Vor dem Krieg bauten sie die Autobahnen. Als ich dort war, bekamen wir fünfundzwanzig Pfennig pro Stunde.

F: Welche Art von Arbeit haben Sie verrichtet?

A: In den ersten Wochen habe ich an Weihnachtsspielzeug für Kinder gearbeitet. Ich habe ihnen Flugzeugmodelle aus Holz gebastelt. Aus medizinischen Gründen arbeitete ich in Innenräumen,

da ich Zysten am Hals hatte, die behandelt wurden. Danach ging das gearbeitet auch draußen. Wir lernten, wie man mit Schaufeln Panzergräben aushebt. Das waren große Löcher, in die Panzer hineinfallen konnten, und wir gruben auch Schützengräben. Der Boden war sandig, so dass wir drei Pfähle in den Boden rammen mussten, damit der Sand nicht einbrach. Im Arbeitsdienst gab es nicht viel zu tun; wir gruben Löcher und ähnliches für die zukünftige Verteidigung Deutschlands. Wir nahmen auch an Paraden und sportlichen Aktivitäten teil und spielten Fußball gegen die nächstgelegene Stadt unseres Lagers.

F: Es war nicht nur Arbeit, oder?

A: Der Arbeitsdienst hatte auch ein komplettes militärisches Ausbildungszentrum. Wir haben auf einem Schießstand geschossen. Sie hatten Gewehr und Spaten. Als ich dort war, war die Front noch weit weg.

F: Die Verteidigung Deutschlands wurde also schon 1944 vorbereitet, als das Propagandaministerium Siege verkündete und Hoffnungen schürte?

A: Ja. Später war der Arbeitsdienst direkt hinter der Front, für den Fall, dass er gebraucht wird. Sie waren die Nachhut und gruben Schützengräben und Bunker, um den Soldaten zu helfen. Wir nannten die Stellungen der Nachhut 'aufangestellt'. Auf diese Weise hatte die Infanterie einige Verteidigungspositionen, wenn sie sich zurückzog, und nicht nur offenes Gelände.

F: Wie verlief Ihre Auswahl für die SS?

A: Ich wurde bald wieder von einigen Wehrmachtsoffizieren untersucht. Sie fand in einem großen Raum statt und es waren einige Männer der Waffen-SS anwesend. Ich legte mein Genehmigungspapier auf den Tisch und musste mich dann auf einen Hocker setzen, damit sie mich untersuchen konnten. Ich musste blaue Augen haben, das war sehr wichtig. Es waren auch einige Wehrmachtsangehörige dort und sie wollten mich auch haben, aber ich sagte ihnen, dass ich schon vor langer Zeit der Waffen-SS beigetreten war. Dann trat ich in die 6. Waffen-SS Gebirgs-Division 'Nord' ein. Das lag daran, dass ich Erfahrung im Bergsteigen hatte, und ich wurde im Ausbildungszentrum der Division in Hallein, Österreich, in der Nähe von Salzburg, untergebracht. Es wurde auch als Sammelpunkt für die Division genutzt. Das Hauptquartier der Division befand sich jedoch nicht hier, denn die 6. SS-Division war in ganz Europa unterwegs: In Deutschland, an der russischen Front und auf dem Balkan, überall.

F: Wie war dieser Ort?

A: In diesem Trainingszentrum in den Alpen haben wir gelernt, wie man in den Bergen Ski fährt, klettert und schießt. Wir lernten von Anfang an, wie man mit schwerer Ausrüstung Ski fährt. Fünfzig Pfund war das Gewichtslimit, das man sich auf den Rücken laden sollte, und wir lernten auch, wie man Skisprungschanzen benutzt. Skifahren war sehr wichtig, falls man in einem Gebiet gebraucht wurde, in dem man Skifahren musste. Man musste ein guter Skifahrer sein. Es war nicht so angenehm, dies im Winter zu tun, besonders später in Jugoslawien. Dort gab es zwar viele Berge, aber sie waren nicht allzu hoch. Es war ein miserabler Winter. Wir lernten auch, wie man im Schnee überlebt. Sie steckten uns drei Tage lang in den Schnee, ohne Essen und Wasser; wir aßen Schnee. Wir schaufelten eine Höhle in einer großen Schneewehe aus und legten uns auf die Skier. Wir blieben drei Tage lang in diesem Loch. Ein Skifahrer würde dort eine heiße Suppe bekommen, aber wir bekamen keine. Das sollte uns das Überleben lehren.

F: Das war ein ziemlich gefährliches Training.

A: Ja, in der Nähe von Berchtesgaden lösten sie absichtlich Lawinen über uns aus. Eine Lawine mit nassem Schnee kann dich zu Tode quetschen. Sie ist sehr schwer und reißt Bäume und alles andere mit. Eine Lawine mit Pulverschnee könnte dich ersticken, wenn du versuchst, in ihm zu atmen. Ich wurde unter beiden Arten von Schnee begraben, und so haben wir gelernt zu überleben. Sie fanden uns mit Hunden und gruben uns aus.

F: Wie lösten sie diese Lawinen aus?

A: Sie schossen die überhängenden Schneebänke mit einem Maschinengewehr frei. Wir warteten auf halbem Weg nach unten, dann brachte uns der nasse Schnee etwa hundert Meter den Hang hinunter. Zwischen fünf und fünfzehn von uns befanden sich dann fünf oder mehr Meter unter dem Schnee.

F: Wie waren Sie auf das kalte Wetter vorbereitet?

A: Wir hatten alle möglichen wichtigen Ausrüstungsgegenstände in unseren Rucksäcken. Wir hatten trockene Socken, Hemden, dicke Pullover und ein kleines Teleskop, das wie eine automobile Antenne war. Es war mindestens fünf oder sechs Meter lang. Wir hatten eine Saugvorrichtung und schoben das Teleskop heraus, damit wir hindurch atmen konnten. Man musste vielleicht eine Stunde lang durchatmen, bis man gefunden wurde, aber sie wussten genau, wo wir begraben waren. Sie gruben uns sehr schnell aus, aber man konnte ein paar Stunden darunter liegen. Keiner von uns wurde während dieser Ausbildung getötet. Diese Hochgebirgsausbildung dauerte ein oder zwei Monate, und wir waren wirklich die ganze Zeit draußen in der Kälte. Wir kamen klatschnass nach Hause, zogen unsere Stiefel aus und legten sie um einen Ofen. Am nächsten Tag waren die Stiefel durch das Schrumpfen kleiner geworden. Jeden Monat bekamen wir ein neues Paar Stiefel, weil sie einliefen.

F: Was geschah auf dem Weg zu Ihrer ersten Dienststation?

A: Die alliierte Luftwaffe griff uns an, als wir einen Zug von Berchtesgaden nach Jugoslawien nahmen. Ein Militärzug wie der, in dem wir waren, hatte alles an Bord. Es waren Waggons und Lastwagen dabei. Es gab sogar eine Einheit, die Lastwagen sehr schnell reparieren konnte. Der Zug hatte Maschinengewehre und Flakgeschütze zur Verteidigung, aber das war nicht genug. Unser Zug fuhr in einen Tunnel und die Flugzeuge kamen und feuerten Raketen in den vorderen und hinteren Teil des Tunnels und sprengten den vorderen Teil des Tunnels, in dem der Zug stand, weg. Wir waren ein paar Stunden lang darin gefangen und wären fast ausgeräuchert worden. Zuerst gerieten die Männer durch den Rauch und den Dampf in Panik. Es war auch viel Schmutz in der Luft, so dass wir unsere Gasmasken aufsetzen mussten. Sobald sie den Tunnel wieder geöffnet hatten, war alles in Ordnung. Dann beteten wir zu Gott, dass die Flugzeuge nicht zurückkommen. Das war das erste und letzte Mal, dass ich sie [die Gasmaske] benutzte. Wir hätten nie gedacht, dass wir an irgendeiner Front mit einem Gas angegriffen werden, also warfen wir die Gasmasken weg. Ich warf meine am ersten Tag, als ich in Jugoslawien ankam, weg. Wir füllten unsere Gasmaskenbehälter mit Munition, Lebensmitteln, Zucker oder was auch immer. Es war gegen die militärischen Vorschriften, die Maske wegzuwerfen, da sie Teil der Ausrüstung war.

F: Sie haben sich nie Sorgen gemacht, vergast zu werden?

A: Während des Zweiten Weltkriegs wurde nie Gas eingesetzt. Wissen Sie, warum es nie eingesetzt wurde? Weil Hitler im Ersten Weltkrieg dadurch verletzt wurde. Er wusste, wie schrecklich es war.

F: Wann sind Sie in Jugoslawien angekommen?

A: Ich kam im Oktober 1944 in Jugoslawien an und war dort fast acht Monate lang. Zunächst meldete ich mich für eine Unteroffiziersschule in Ljubliana an und war dort vier Wochen lang. Die Unteroffiziere, die dort ausgebildet wurden, waren verwundete Veteranen, und einigen von ihnen fehlte ein Glied. Sie waren sehr erfahrene Soldaten, und die meisten von ihnen hatten das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Die Schule wurde aufgelöst, nachdem sie von alliierten Bombern zerstört wurde. An dem Tag, an dem das geschah, waren wir auf einem Feldtraining, lasen Karten und lernten, wie man im Wald gegen Scharfschützen oder was auch immer vorgeht. Wir wurden ausgebildet, wie man unter diesen Bedingungen kämpft. Wir waren etwa einen Kilometer von unserer Kaserne entfernt, als wir einige Flugzeuge hörten. Ich glaube, es waren Thunderbolts; sie schossen unsere Baracken mit ihren Maschinengewehren in Stücke und warfen einige Bomben ab. Ich habe später mit einigen amerikanischen Piloten gesprochen, die in der Nähe waren. Als wir zu den Kasernen zurückkamen, war nichts mehr von ihnen übrig. Die vorderen Wände waren eingestürzt und die Fenster waren zerschossen, so dass wir sie nicht mehr benutzen konnten. Die Küche war völlig zerstört. Sie brachten uns dann von der Schule weg und ich wurde an die Front versetzt.

F: Wie war das Verhältnis der Bevölkerung zu den deutschen Soldaten?

A: In Slowenien waren es gute Menschen und sehr loyal gegenüber den Deutschen. Sie halfen uns und ihre Armee kämpfte an unserer Seite. Ihre Soldaten wurden eingezogen.

F: Wie sah es mit der Versorgung aus?

A: Unsere Vorräte kamen zuerst mit dem Zug, dann mit dem Lastwagen, dann wurden sie von den Lastwagen auf die Lebensmitteltransporter umgeladen. Die Verpflegungswagen brachten dann unsere Suppe oder was auch immer in unsere Schützengräben. Wir bekamen nicht genug zu essen.

F: Was haben Sie alles gemacht?

A: Wir mussten zu einem Bauernhof gehen und ein paar Hühner oder ein Kaninchen oder so etwas besorgen. Wir hatten immer einen Mann, der wusste, wie man das Zeug zubereitet. Ich konnte ein Kaninchen nicht auseinandernehmen aber dafür gab es immer einen Metzger, der für uns schlachtete; er wusste, wie man das Fell von einem Kaninchen abzieht. Eines Tages fanden wir in einem Bauernhof einen Sack Kartoffeln. Wir fanden auch Sauerkraut in einigen großen Fässern, die wie Weinfässer aussahen. Die oberen drei oder vier Zentimeter waren schlecht, aber der Rest war gut. Dann kochten wir die Kartoffeln und aßen sie mit dem Sauerkraut. Wir hatten kein Fleisch oder sonst etwas. Manchmal gab uns jemand ein Huhn oder etwas anderes. Wir hatten auch nicht viel zu trinken, weil die Dorfbrunnen vergiftet waren. Wir tranken Regenwasser; wenn es regnete, sammelten wir es in Töpfen. Auf diese Weise wuschen wir uns. Wir bekamen reichlich Munition. Ich hatte ein [Mauser] 98K Berggewehr, einen kurzen Karabiner, und wir hatten mehr Munition als alles andere. Ich trug die Munition in meiner Gasmaskenflasche. Ich hatte 250

Schuss Munition für mein Gewehr, das reichte für etwa zehn Tage. Das war reichlich. Ich verbrauchte vielleicht dreißig Schuss pro Schlacht.

F: Wo war Ihr erster Einsatz?

A: Ich kämpfte zuerst in Slowenien und später in Bosnien, da sie uns dort einsetzten, wo sie uns brauchten. In Slowenien war ich an drei Aufklärungspatrouillen beteiligt, während ich dort war. Sie fuhren uns Immer nachts mit Lastwagen dorthin, manchmal über hundert Kilometer. Tagsüber war das wegen der alliierten Luftangriffe nicht möglich. Bevor wir auf Patrouille gingen, mussten wir unsere Füße von unserem Gruppenkommandeur inspizieren lassen. Wir mussten gute Füße haben, ohne Blasen. Mit Blasen, durften wir nicht raus. Eine Aufklärungspatrouille ging in der Regel zehn Kilometer in eine Richtung und zehn Kilometer am selben Tag wieder zurück. Unser Kommandeur machte das und es war eine gute Idee.

F: Beschreiben Sie eine typische Patrouille.

A: Auf diesen Patrouillen haben wir es vermieden, Lärm zu machen. Wir haben nicht viel geredet und unsere Bergstiefel mit Tüchern umwickelt. Wir sprachen sehr leise, so dass man uns kaum hören konnte. Wir achteten darauf, keine Äste abzubrechen, wenn wir abseits der Straßen liefen. Wir suchten mit einem Spähtrupp von etwa zehn Mann, zu dem auch ein Obersturmführer gehörte, nach den Partisanen. Einer von uns trug ein MG 42. Der Rest von uns hatte Schmeisser-Maschinenpistolen, und wir hatten nur diese Maschinenpistolen, wenn wir auf Aufklärungsmissionen waren. Wir mussten wirklich nach Partisanen suchen und sie suchten auch nach uns. Wir hatten zwar Karten, aber die waren völlig falsch. So etwas wie eine genaue Karte gab es nicht. Wir liefen in Jugoslawien herum wie verirrte Hunde. So war es auch in den Bergen. Nur durch unsere Aufklärungsmissionen konnten wir herausfinden, wo sie waren. Entweder fanden wir einen Wer heraus oder wir erfuhren, wo der Feind war. Wir hatten immer einen Wagen mit speziellen Waffen und Ausrüstungen dabei und benutzten in der Regel unsere Gewehre, während einige Einheiten nur Maschinenpistolen hatten. Die Patrouillen entdeckten, wo sich die Partisanen aufhielten, und dann griffen wir sie mit einer größeren Reservegruppe von etwa hundert Mann an. Unser stellvertretender Kommandeur, Untersturmführer Meyer, blieb immer im hinteren Teil der Truppe bei der Reserve. Wenn wir nicht kämpften, wurden wir zur Ablösung abkommandiert und wir mussten unsere Waffen, Uniformen und Stiefel reinigen. Solche Dinge haben wir getan. Das war nicht wirklich ein kontrollierter Krieg. Die Banditen [Freischärler] wussten, was sie taten und sie wussten genau, wo wir waren. Die Briten versorgten sie mit Luftaufnahmen; sie hatten P-38s [Lightnings], die uns beobachteten, und wir wussten nicht einmal, wo wir waren.

F: Sie wurden also auch am Boden von Flugzeugen angegriffen?

A: Ja. Meine Kompanie schoss einen P-38-Jäger mit unseren Infanteriewaffen ab. Es gab eine ganze Reihe von B-17 in einer Bomberformation, die von den Jägern beschützt wurden. Sie flogen nicht sehr hoch, etwa 900 Meter. Unsere Gewehre und Maschinengewehre konnten so weit schießen. Etwa hundert von uns schossen auf dieses eine Flugzeug und schossen es ab.

F: Haben Sie Flugzeuge für Ihre eigenen Operationen eingesetzt?

A: Wir hatten Luftpatrouillen mit Fiesler 'Storch' Aufklärungsflugzeugen. Sie meldeten sich über Funk bei unserem Gefechtsstand und berichteten uns, was sie sahen. Sie konnten uns sagen, dass

es ein Partisanenlager in 16 Kilometer Entfernung oder sogar direkt vor uns gab. Die Partisanen hatten manchmal offene Feuer und die Piloten konnten den Rauch sehen.

F: Wie sah die taktische Situation aus?

A: Wir waren in Jugoslawien in der Unterzahl, manchmal zehn zu eins. Die Partisanen waren nicht so gut bewaffnet wie wir, aber sie kannten die Gegend und das Gelände. Wir kannten es nicht. Manchmal kamen wir in Dörfer, in denen es schon seit 1936, also vor dem Krieg, religiöse Auseinandersetzungen oder ähnliches gegeben hatte.

F: Wie war die Aufstandsbekämpfung?

A: Es gab immer Tote. Die Kämpfe in den Wäldern waren anders; sie hatten normalerweise Scharfschützen in den großen Bäumen. Die Kämpfe mit den Partisanen dauerten in der Regel zwischen dreißig und sechzig Minuten. In den Bergen hatten wir Artillerie mit Mörsern, aber keine Panzer. Die Partisanen begannen das Gefecht in der Regel mit ihren Mörsern. Einmal, als ich mitten in Jugoslawien war, wurde ich von einer Mörsergranate verwundet, die mich unter dem Arm traf. Die Partisanen sprengten unsere Brücken und Lebensmittelvorräte in die Luft und legten Minen auf die Straßen. In Jugoslawien gab es keine großen Straßen in den Bergen, sondern nur kleine Wildpfade. Es gab zwar große Straßen, aber nicht in den Bergen. Die Partisanen kommunizierten mit Vogelstimmen. Einmal hörte ich einen Kuckuck singen und jemand erzählte mir später, dass es in den Bergregionen Jugoslawiens keinen Kuckuck gab, weil es zu hoch war. Uns wurde gesagt, dass wir nicht in Panik geraten sollten, wenn wir einen Kuckuck hörten, weil es die Partisanen waren, die miteinander kommunizierten. Wir lernten auch, wie man Vogelstimmen benutzt.

F: Beschreiben Sie Ihre erste Begegnung mit Partisanen.

A: Das erste Mal, als ich Partisanen sah, waren zwei von ihnen, die ein paar selbstgebaute Minen entlang einer Straße trugen. Wir hörten sie kommen und versteckten uns hinter einigen Bäumen. Wir wollten sie lebendig fassen, also riefen wir ihnen zu, sie sollten stehen bleiben, sobald sie in unserer Nähe waren. Sie hatten Enfield-Gewehre und begannen, auf uns zu schießen. Ich war nervös und mein erster und einziger Schuss traf eines ihrer Gewehre. Dann fiel der Lademechanismus aus meinem Gewehr und ich konnte nicht mehr schießen. Die Partisanen wollten fliehen, aber der Mann neben mir schoss sie beide nieder. Die erste große Gruppe, auf die wir trafen, war eine weitere Aufklärungspatrouille am frühen Morgen. Sie waren wie Zigeuner, sie hatten ihre Frauen, Kinder, alles dabei. Es war nicht wirklich eine kämpfende Einheit. Sie kämpften gegen eine deutsche Einheit und gingen dann wieder in ihre Lager zurück. Wir konnten diese Partisanen immer schon von weitem hören. Sie hatten zehn bis fünfzehn Planwagen, wie man sie in alten Westernfilmen sieht, und sie hatten Wachen, die meist auf ihren Pferden saßen. Wir waren zehn bis fünfzehn Mann und stellten uns in einem Halbmondkreis in Richtung des Partisanenlagers auf. Hinter uns war Wald und vor uns offenes Gelände, wo sich das Lager befand. Wir ließen dann einige schlimme Dinge geschehen. Einer der Wachmänner schlief auf seinem Pferd und einer von uns stach ihn mit einem Bajonett nieder. Ich glaube, wir haben die anderen Wachen erschossen, als sie anfingen zu schießen. Wir haben ihre Wagen und das ganze Lager in Stücke geschossen. Ihre Wagen fingen an zu brennen, und einer unserer Männer ließ aus fünfzig Metern Entfernung mit einer Schnur einen ganzen Haufen Granaten explodieren. Die Partisanen dachten wahrscheinlich, wir hätten hundert Mann, aber das war ein Trick, um sie zu täuschen. Sie wussten nicht, was sie getroffen hatte.

F: Was war das Endergebnis?

A: Einige der Partisanen konnten entkommen. Wir wussten nicht, wie viele von ihnen in dem Lager waren, als wir es angriffen, aber es waren etwa 200 von ihnen! Es waren auch weibliche Partisanen dort und sie schossen auch auf uns. Wir entkamen von dort, aber wir verloren zwei Männer während des Kampfes und kehrten mit acht Männern zurück. Die Partisanen brüllten uns mit kleinen Megaphonen an: *'Kommt zurück und holt eure Kameraden ab! Wir haben ihnen nichts angetan! Kommt zurück und holt sie!'* Wir wussten, wenn wir sie holen kommen, wären wir alle tot. Wir würden in eine Falle laufen, also mussten wir die beiden Männer zurücklassen. Später hörten wir zwei Schüsse, als die Partisanen sie töteten. Vielleicht haben sie sie auch gefoltert. Wer weiß das schon?

F: Was geschah danach?

A: Nach dieser Schlacht hatten wir eine ganze Woche lang Ruhe. Können Sie das glauben? Im Umkreis von 160 Kilometern war kein einziger Partisan zu sehen. Wir konnten uns ein wenig ausruhen. Wir konnten uns auch reinigen. Da wir keine Duschen hatten, wuschen wir uns an einem kleinen Fluss. Wir waren schmutzig.

F: Was haben Sie von den Partisanen gehalten?

A: Die Partisanen waren sehr grausame Soldaten, ich nenne sie Banditen. Sie haben keine Gefangenen gemacht. Vielleicht haben sie einige lebend gefangen genommen, aber sie haben sie erschossen oder gefoltert. Die Domobranzen [Slowenische Heimwehr], die mit uns kämpften, wurden sofort getötet, wenn sie gefangen genommen wurden, und das Gleiche taten diese mit den Partisanen, die sie lebendig gefangen nahmen.

F: Wie wurden die Partisanen versorgt?

A: Sie wurden von den Briten und den Russen versorgt. Die Briten warfen Lebensmittel und Waffen aus der Luft ab. Die Partisanen trugen alle den roten kommunistischen Stern. Sie waren komplett mit russischen und britischen Uniformen ausgestattet und hatten Enfield-Gewehre. Normalerweise trugen sie auch britische Mäntel.

F: Wie war Ihre Einheit organisiert?

A: Wir hatten zwei Kompanien der Division 'Nord' und arbeiteten mit der 4. Waffen-SS-Division 'Polizei' zusammen. Wir waren ihnen zugeteilt. Die Polizei hatte die meisten Verluste; manchmal verloren sie dreißig oder vierzig Männer in ein paar Stunden!

F: Beschreiben Sie eine der gemeinsamen Operationen.

A: Bei einer Gelegenheit wurden wir von der 1. Tito-Brigade angegriffen, die einer SS-Einheit glich; es waren die besten Männer, die Tito hatte. Sie waren zäh und sehr gut ausgebildet. Wir befanden uns in einer Bergposition etwa 30 Kilometer von Ljubljana entfernt, das wir Laibach nannten. Wir hatten etwa 200 Männer, die SS-Polizeieinheit nicht mitgerechnet. Etwa 1.000 Partisanen kamen in Wellen auf uns zu, fünf oder sechs Reihen hintereinander. Die Partisanen wussten, wo unsere Schwachstelle war; sie trafen die Polizeieinheit und brachen durch. Die SS-Polizei hatte etwa 400 Mann und musste schwere Verluste hinnehmen. Wir waren bei diesem

Einsatz hinter der Polizei. Meine Einheit stand auf einer Baumgrenze und die Partisanen mussten uns bergauf über ein offenes Feld angreifen. Wir hatten eine bessere Position als unsere Angreifer. Zum ersten Mal mussten wir unsere Bajonette auf unsere Gewehre aufsetzen, weil sie sehr nahe an uns herankamen. Ich musste mein Bajonett nie einsetzen, aber sie kamen bis auf zwanzig oder dreißig Meter an unsere Position heran! Unsere Maschinengewehre befanden sich etwas höher auf dem Hügel, und sie kümmerten sich um sie. Unsere schweren Maschinengewehre konnten auf etwa 500 Meter genau schießen, während die Infanterie schoss, wenn sie etwa ein- oder zweihundert Meter entfernt war. Die Partisanen drangen in unsere Linien ein, aber wir schlugen sie. Wir hatten an diesem Tag keine Nahkämpfe, aber die Polizei wahrscheinlich schon. Sie haben uns nie überrannt, und die Kämpfe dauerten etwa zwei Stunden. Bei einer anderen Gelegenheit, etwa im April [1945], näherten sich an einem frühen Sonntagmorgen ein paar russische T-34-Panzer unserer Stellung in den Bergen. Wir hatten nicht viele Männer, wo wir waren. Wir konnten die Panzer schon von weitem hören, aber sie hatten keine Infanterie dabei. Tito hatte zwar nicht viele Panzer, aber er bekam einige von den Russen.

F: Was war Ihre Rolle in dieser Zeit?

A: In dieser Woche war ich der Panzerfaust-Mann, da ich im Kampf gegen Panzer ausgebildet war. Sie konnten neben einem feindlichen Panzer herlaufen und ihn mit einer Magnetmine versehen, aber ich hatte eine Panzerfaust, die auf etwa 100 Meter genau war. Eine Panzerfaust konnte man nur einmal benutzen; man konnte nicht nachladen - man musste sich eine komplett neue Einheit besorgen. Einer der Panzer rückte zu weit vor und erreichte den Außenposten, in dem ich mich befand. Diese Panzer waren mit Stacheldraht umwickelt, um unsere Männer davon abzuhalten, Minen anzubringen. Wir hatten nur eine Panzerfaust und ich schoss aus einer Entfernung von etwa sechzig bis siebzig Metern die linke Spur eines T-34 ab. Man musste mit der Panzerfaust ein wenig über das Ziel hinaus zielen, um es zu treffen.

F: Haben Sie für die Zerstörung des Panzers Anerkennung erhalten?

A: Ich habe den Panzer nicht vollständig zerlegt, aber er konnte sich danach nicht mehr bewegen. Seine Kanone steckte außerdem zwischen zwei Bäumen fest, so dass sie sie nicht benutzen konnten. Einer unserer Männer warf eine Handgranate auf den Panzer und forderte die vier Männer im Inneren des Panzers auf, herauszukommen. Alle vier kamen heraus, aber zwei von ihnen begannen mit ihren Pistolen auf uns zu schießen. Die beiden, die die Pistolen hatten, wurden erschossen, und die beiden anderen nahmen wir gefangen. Der andere Panzer entkam. Wir hätten eine weitere Panzerfaust gebraucht, um den von mir getroffenen Panzer zu zerstören. Ich bekam das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse für den Schuss auf den Panzer, aber kein Panzerzerstörungsabzeichen, obwohl ich den Panzer außer Gefecht gesetzt hatte. Das war das einzige Mal, dass ich einen feindlichen Panzer gesehen habe.

F: Gab es andere Einsätze oder Gefechte, die Ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind?

A: Ja. Einmal waren wir mit einer motorisierten Einheit in einem Dorf und in der Nacht griffen uns die Partisanen an; tagsüber taten sie das ohnehin selten. Zuerst schossen sie Mörser in die kleine Stadt. Wir wussten, dass sie kamen, als wir die ersten Explosionen vernahmen. Dann hörten wir sie 'Urah!' schreien und sahen ein paar Hundert von ihnen auf uns zukommen, die sich dem Dorf näherten. Ich glaube, ihre Berater kamen aus Russland, denn 'urah' bedeutet auf Russisch 'vorwärts'. Wir mussten sehr schnell aus dem Dorf verschwinden. Ich sprang auf einen unserer Panzer, die sehr schnell waren. Ich glaube, es war einer vom Typ IV. Er hatte noch genug Benzin, um noch fünfzig bis 100 Kilometer weit zu fahren. Einige der Männer haben es nicht geschafft und wurden zurückgelassen. Etwa fünfzig oder sechzig von uns versammelten sich

wieder vor der Stadt und wir zählten alle, die es raus geschafft hatten. Es gab etwa zehn bis fünfzehn Männer, die fehlten, aber wir gingen nicht zurück, um sie zu suchen. Das war unmöglich! Wir wären in einen Hinterhalt geraten und ausgelöscht worden.

F: Wie sah Ihre Einheit aus, als sich der Krieg dem Ende zuneigte?

A: Im April 1945 waren wir keine vollständige Kampfeinheit mehr und es waren vielleicht noch fünfzig oder sechzig Mann übrig. Alle paar Tage wurden ein oder zwei Männer vermisst. Unsere Zahl schrumpfte. Mein Freund George aus Ostdeutschland sagte, dass unsere Kompanie auf fünfunddreißig Mann geschrumpft war. Während der Unterführerschule hatten wir noch 120 Mann, bis sie aufgelöst wurde. Wir waren nicht jeden Tag in Kämpfe verwickelt, vielleicht ein- oder zweimal pro Woche, und man verlor einige Leute.

F: Sie wussten von einigen gefangenen Kriegsgefangenen, die überlebt haben, ja?

A: Ein Cousin von mir war in der Wehrmacht und er überlebte, nachdem er von Titos Männern gefangen genommen wurde. Er war allein, als sie ihn erwischten. Er sagte, sie hätten ihn nie gefoltert oder sonst etwas. Sie steckten ihn ins Stadtgefängnis und übergaben ihn dann an einen Bauern, auf dessen Bauernhof er arbeitete, bis er nach Hause kam. Tatsächlich heiratete er die Tochter des Bauern. Er schaffte es nach Hause und ich habe nach dem Krieg mit ihm gesprochen. Er hat keine anderen deutschen Gefangenen gesehen, während er dort war. Er erkrankte und starb etwa zehn Jahre nach dem Krieg.

F: Wie sind Sie aus Jugoslawien entkommen?

A: Unsere Gruppe war noch zusammen und wir befanden uns östlich von Ljubljana, als wir den Befehl zum Rückzug aus Jugoslawien erhielten. In den Wochen zuvor hatten wir in dieser Gegend gekämpft, und später kämpften wir in der Nähe der österreichischen Grenze. Meistens wussten wir nicht, welches Datum oder welcher Wochentag es war, vor allem in den letzten Wochen des Krieges. Wir waren immer in Bewegung und blieben nicht mehr drei oder vier Tage an einem Ort. Wir hatten Läuse in unserer Kleidung und waren zu dieser Zeit völlig verdreckt. Wir taten alles, was nötig war, um die österreichische Grenze zu erreichen.

F: Sie sind einmal in Schwierigkeiten geraten, stimmt's?

A: Eines Morgens während des Rückzugs war ich nicht bei meiner Einheit und ich stahl eine italienische Maschinenpistole und zwei Munitionsmagazine, die aus einem Pferdewagen ragten. Auf dem Fahrersitz des Wagens saß ein Domobranzen-Soldat. Ich wusste nicht, dass er ein Offizier der Division 'Handschar' war. Die Männer dieser Division trugen den lustig aussehenden Fez-Hut mit der herunterhängenden Quaste. Später am Morgen wollte ich das Gewehr ausprobieren. Die Straßen waren voll mit zerbrochenen Waffen und ähnlichem, also fand ich eine Gasmaske und legte sie auf etwas Heu. Ich zog mein Hemd und meinen Helm aus und ging fünfzig Meter weiter, um die Waffe auszuprobieren. Diese italienische Waffe funktionierte wunderbar. Ich hatte ein schlechtes Gewehr, das nach links schoss und ich musste mein Visier nach links ausrichten, um etwas zu treffen. Dann erwischte mich die deutsche Militärpolizei. Sie wollten wissen, warum ich am Straßenrand geschossen hatte. Sie dachten, dass vielleicht ein paar Partisanen angreifen würden. Die Militärpolizei konnte jeden gnadenlos wegpusten, wenn sie auf einen losging. Wir nannten sie Kettenhunde, und sie wurden so genannt, wegen ihres an einer Kette auf der Brust getragenen Metallschilds. Sie schnappten mich und die Waffe und brachten mich zu einem General. Ich erfuhr, dass es sich um General Schimmelpfennig handelte, der unter

General von Weichs diente, der als Oberbefehlshaber Balkan alle südlichen Armeen befehligte. Ich stand da, ohne Uniform, nur mit meiner Hose, meinem Gürtel und meinen Bergstiefeln bekleidet. General Schimmelpfennig fragte mich, zu welcher Einheit ich gehörte und wie alt ich war. Er sagte zur Militärpolizei: *'Der Junge ist in Ordnung. Wir können jeden Mann und jede Maschinenpistole brauchen, die wir bekommen können.'* Der General befahl mir, meine Jacke anzuziehen und mich sofort bei ihm zu melden. Das tat ich und er sagte mir dann, ich solle meine Einheit finden. Leider fand ich sie während des Rückzugs nicht und war auf mich allein gestellt, bis ich Österreich erreichte.

F: War das das letzte Ihrer Probleme?

A: Überhaupt nicht. Drei Tage später marschierte ich auf der Straße, als ich von demselben Domobranzen-Offizier mit seinem Fez-Hut angehalten wurde. Seine Männer umzingelten mich. Es waren Mongolen und sie hatten ihre Haare mit einem Draht zusammengebunden. Sie hatten eine Frisur, die an Irokesen erinnerte. Die Seiten ihrer Köpfe waren auf beiden Seiten rasiert und sie hatten einen Streifen Haar, der oben gerade abstand. Die Mongolen trugen auch Opiumpfeifen; ich konnte das Opium an ihnen riechen. Der Offizier sagte: *'Hör Sie zu. Sie haben meine Maschinenpistole!'* Dann nannte er mir die Seriennummer der Waffe. Diese Typen hätten mich wirklich fertig machen können! Glauben Sie mir. Sie waren auch SS, aber ich war ein echter deutscher SS-Mann. Der Offizier sagte: *'Ok, gehen Sie und suchen Sie sich eine Waffe. Gehen Sie die Straße entlang, vielleicht finden Sie eine. Wenn Sie keine Waffe haben, könnte man Sie für einen Partisanen halten. Man wird Sie nicht gefangen nehmen.'* Ich ging etwa hundert Meter die Straße hinunter und fand einige deutsche Soldaten der Wehrmacht. Sie tranken Wasser, das von den Bergen herunterkam. Einer von ihnen ließ sein Gewehr in der Nähe liegen, also schnappte ich es mir und lief los. Ljubljana war zu etwa sechzig Prozent menschenleer, als ich durch die Stadt ging. Es waren immer noch Menschen da und einige von ihnen schossen auf uns, als wir uns durch die Stadt zurückzogen. Sogar Leute in Zivilkleidung schossen auf uns. Sie haben den Partisanen geholfen. Ich war etwa zwei Tage lang in Ljubljana. Die deutsche Artillerie schoss von einer großen Burgfestung in Ljubljana aus, dann zog sich die Artillerie zurück. Es gab dort Einheiten der Division 'Prinz Eugen'. Sie wurden fast ausgelöscht, es waren nicht mehr viele von ihnen übrig. Sie haben in Montenegro eine schwere Niederlage einstecken müssen und ich habe mich mit ihnen zurückgezogen.

F: Wie war der Rückzug?

A: Er hätte besser sein können. Als wir uns aus Jugoslawien zurückzogen, waren die Partisanen überall hinter uns her. Sie haben uns nicht wirklich rausgedrängt; wir sind von selbst gegangen. Wer wollte schon in Jugoslawien bleiben, wenn der Krieg verloren war? Wir gingen zu Fuß oder mit dem Wagen, nur selten wurden wir auf einen Lastwagen mitgenommen. Es waren Tausende von uns auf dem Rückzug. Wir fuhren mit einem Fahrzeug, wenn wir eines fanden, das noch Treibstoff hatte. Man konnte Hunderte von toten Pferden auf der Straße oder am Straßenrand liegen sehen, alle gesprengt. Etwa zwanzig oder dreißig Kilometer vor Klagenfurt sahen wir auf einem Hügel drei Tigerpanzer, die zu uns herabblickten. Einer von ihnen begann, sein Hauptgeschütz zu senken, weil er nicht erkennen konnte, ob wir Deutsche oder Partisanen waren. Einer von uns feuerte eine farbige Fackel ab, um die Panzer wissen zu lassen, dass wir Deutsche waren, damit sie nicht auf uns schossen.

F: Sie waren bei dieser Flucht nicht allein, oder?

A: Nein. Oft haben wir die slowenische Bevölkerung nicht mehr gesehen. Die meisten Dörfer waren verlassen, weil sie nach Österreich geflohen sind. Es waren fast nur Frauen, Kinder und

alte Menschen, weil die Männer kämpften. Hunderte von ihnen waren auf der Straße, als die deutschen Truppen aus Jugoslawien vertrieben wurden.

F: Waren die Beziehungen zwischen den Deutschen und der Zivilbevölkerung noch gut?

A: Ja. Die Slowenen haben uns während unseres Rückzugs in den letzten paar Wochen viel gegeben. Sie haben uns Essen und alles gegeben, weil es nichts mehr gab, keine Katzen oder sonst etwas. Sie gaben uns aus freien Stücken. Ich glaube, einige haben sogar geweint, als die deutschen Truppen abzogen. Sie wussten, dass das Leben unter Tito für sie nicht besser sein würde. Es war auch sehr anstrengend.

F: Auf welche anderen Schwierigkeiten sind Sie gestoßen?

A: Alles lief zu dieser Zeit auf dieser einen großen Bergstraße in Richtung Österreich zusammen. Das war die einzige große Straße. Manchmal waren wir so erschöpft, dass es uns egal war, ob wir lebten oder starben. Wir legten uns beim Gehen gegenseitig die Arme um die Schultern, damit wir weitergehen konnten. Die Partisanen erwischten einige unserer Leute, wenn sie in diesem Zustand waren.

F: Wie sah Österreich zu dieser Zeit aus?

A: Wir mussten über die Berge und durch den Laubel-Pass, einen großen Tunnel, der über 1,5 Kilometer lang war, um nach Österreich zu gelangen. Als wir den Tunnel erreichten, versuchten etwa fünfzig bis hundert Partisanen, uns dort den Weg abzuschneiden. Wir griffen sie an, denn wir mussten durchkommen. Nach dem Kampf schickten wir einige Männer hinein, um zu sehen, ob es sicher war. Keiner der Partisanen überlebte den Kampf und der Tunnel war voller Wasser, das etwa 60 Zentimeter tief war. Es lagen viele Leichen im Wasser und ich bin auf einige von ihnen getreten, als ich hindurchging. Als ich mich mit Tausenden von deutschen Soldaten zurückzog, wurde ich mir ihrer Ressentiments gegenüber mir bewusst, weil ich bei der Waffen-SS war. Ich sah nicht viele andere SS-Soldaten in der Nähe und fühlte mich sehr unbehaglich. Die Soldaten sagten nichts, aber sie sahen mich wütend an. Ich habe dann meine Uniform mit Schmutz eingerieben, damit sie meine SS-Abzeichen nicht sehen konnten. Ich war mir nicht sicher, ob ich in ihrer Nähe sicher war. Ich brauchte etwa eine Woche, um nach Österreich zu gelangen. Nachdem wir die Alpen überquert hatten, gab es Kämpfe, die aber ein oder zwei Tage vor unserer Gefangennahme aufhörten. Diejenigen, die weiter östlich in Jugoslawien waren, mussten sich wahrscheinlich den Weg nach draußen erkämpfen. Die Partisanen beseitigten jeden, den sie in Jugoslawien fanden, schnitten deutsche Einheiten ab und ähnliches. Ich glaube, es gab Massentötungen. Die Russen waren in unserer Nähe. Sie kamen von der Drau herunter. Wir sahen auch einige Russen, die in Jeeps durch Klagenfurt fuhren. Einer von ihnen hatte eine halbnackte Frau auf der Motorhaube gefesselt; sie taten schreckliche Dinge mit den Frauen, die sie gefangen nahmen. Wir sahen dort auch die Briten.

F: Haben Sie Ihre Einheit jemals wiedergefunden?

A: Ich fand meine Einheit am Tag vor meiner Gefangennahme in Klagenfurt, das 83 Kilometer von Ljubljana entfernt ist. Es waren nur noch 35 von uns übrig. Mein Freund George weiß mehr darüber. Zu dieser Zeit überquerten die Briten eine Brücke in der Nähe von Klagenfurt, und sie wussten, dass die gesamte Südarmee aus Jugoslawien die Brücke dort überqueren musste; es war die einzige, die nicht gesprengt wurde. Wir wollten nicht über die Drau schwimmen, die etwa

hundert Meter breit war. Wenn man kein guter Schwimmer war, konnte man es nicht schaffen, schon gar nicht mit Uniform und allem. Außerdem trieben überall tote Menschen herum.

F: Wie waren die Briten Ihnen gegenüber?

A: Sie hatten drei Panzer und sie warteten auf uns. Sie ließen die jugoslawischen Flüchtlinge durch und nahmen uns gefangen. Es gab kilometerlange Schlangen von deutschen Truppen, die sich den Briten ergeben wollten. Es waren so viele von uns! Wir mussten alles wegwerfen und dann etwa 800 Meter mit erhobenen Händen laufen. Es war der 13. Mai 1945 und es war der glücklichste Tag meines Lebens, als ich in ein britisches Kriegsgefangenenlager gebracht wurde. Ich hatte den Rang eines Sturmanns (Gefreiter erster Klasse oder Obergefreiter) und war kurz vor meinem achtzehnten Geburtstag.

F: Was geschah, als Sie sich ergaben?

A: Zuerst durchsuchten sie uns. Wir mussten alles aus unseren Taschen nehmen. Sie suchten nach kleinen Pistolen oder allem, was wir bei uns haben könnten. Das erste, was sie uns abnahmen, waren unsere Erste-Hilfe-Ausrüstungen. Die Briten waren sehr schlecht mit ihnen ausgestattet und sie nahmen mir meine direkt weg. Die Briten waren schlechter versorgt als wir, als wir gefangen genommen wurden. Können Sie sich das vorstellen? Wenn man eine Uhr hatte, nahmen die Briten sie dir weg. Der Kommandeur hatte in der Regel eine Militäruhr für seine Einheit und die haben sie dem abgenommen. Dann durchsuchten sie die Habseligkeiten und Brieftasche, in der man vielleicht Fotos von der Mutter oder dem Vater hatte. Meistens haben sie die Brieftaschen behalten. Meine haben sie nicht mitgenommen. Wenn sie es getan hätten, hätte ich das Bild von mir in der SS-Uniform nicht mehr; das Bild in meinem Soldbuch. Dann trieben die Briten etwa 10.000 von uns auf einem großen Fußballplatz zusammen, der von Stacheldraht umgeben war, und da waren schon ein paar Männer drin. Wahrscheinlich gab es noch andere Lager in der Nähe, ich weiß es nicht. Mein Freund George war der einzige, den ich nach meiner Gefangennahme fand. Die anderen waren über den ganzen Ort verstreut. Vielleicht kamen sie eine Stunde oder so später in dem Gefangenenlager an.

F: Wie lange wurden Sie hier festgehalten?

A: Wir blieben dort ein paar Tage lang. Die Briten brachten uns Wasser und ein wenig zu essen. Es gab Weißbrot und Corned Beef, was nicht viel war, gerade genug, um uns am Leben zu erhalten. Dann wurden wir jeden Tag für eine Vernehmung abgeholt. Eines Morgens umzingelten uns britische Wachen. Einige britische Offiziere und einige von Titos Offizieren saßen an einem Tisch und wir mussten an ihnen vorbeigehen. Sie sahen uns in die Augen und wir sahen ihnen in die Augen. Der britische Offizier, der mich verhörte, sah mich an und dann der Jugoslawe. Zuvor hatte ich mein SS-Kragenabzeichen mit Schmutz eingerieben, damit man es nicht sehen konnte. Nur der britische Offizier wusste, wer ich war, mein Alter und alles andere. Er sagte mir, ich solle in Richtung einiger Lastwagen gehen, in denen britische Truppen aus Indien waren. Die Gefangenen, die die Briten behielten, gingen zu den Lastwagen und die anderen wurden Titos Soldaten übergeben.

F: Was geschah mit denen, die den Kommunisten übergeben wurden?

A: Zu Hunderten trieben Titos Männer ihre Gefangenen in leere Güterwaggons eines Zuges, den sie in der Nähe des Fußballplatzes hatten. Sie steckten etwa fünfzig Gefangene in jeden Waggon. Vor etwa zwei Jahren [1997] gab mir jemand einen Bericht in einem deutschen Zeitungsartikel, in

dem stand, was mit diesen Gefangenen geschah. Sie wurden in Gottschee vernichtet, einem kleinen Bergdorf, durch das ich Wochen zuvor gefahren war. In den drei Tagen wurden 10.000 Gefangene erschossen, entweder durch Genickschuss oder sie banden vier oder fünf von ihnen Handgranaten an und stießen sie in einen Minenschacht. Sie fielen dort hinein und dann: Bumm! Sie waren tot. Das ist eine wahre Geschichte.

F: Wer waren diese Soldaten, die von Titos Männern entführt wurden?

A: Es waren hauptsächlich Slowenen, die Domobranzen-Soldaten. Die Slowenen hatten andere Embleme auf ihren Uniformen als wir. Hunderte von ihnen waren von der Division 'Handschar'. Titos Männer sortierten sie aus und nahmen auch einige von der SS mit. Wenn sie gewusst hätten, dass ich in der SS oder der Unterführerschule war, wäre ich mit ihnen geschickt worden, aber der britische Offizier hat mich gerettet. Er kannte alle unsere Ausrüstungen und dachte wahrscheinlich: *'Vergiss es, wir werden den Tito nicht geben'.* Ich glaube, er hatte dieses Gefühl. Die Briten behielten die meisten von uns. Ich habe nur einen einzigen slowenischen Soldaten getroffen, als ich in einem anderen Gefangenenlager in Italien war, den Rest bekam Tito. Titos Männer kamen sogar heran und begannen, die Flüchtlinge von der britischen Kontrolle fernzuhalten und nahmen viele von ihnen mit.

F: Wie war die Lage damals?

A: Erinnern Sie sich an die drei Tiger-Panzer, an denen wir vorhin vorbeigefahren sind? Sie hatten die politische Nachricht erhalten, dass die Amerikaner in Frankfurt waren und dass es in der Nähe meiner Heimatstadt Kämpfe gegeben hatte. Da wusste ich, dass der Krieg vorbei war, nicht vorher. Die Briten transportierten uns anfangs von einem Lager zum nächsten. Die ersten paar Wochen waren nicht so gut, aber wir haben es geschafft. Sie brachten uns nach Italien, wo es sehr heiß war, ähnlich wie in Kalifornien. In regelmäßigen Abständen fuhren wir 150 oder 300 Kilometer in ein neues Lager. Zuerst waren wir für zwei Tage in Udine. Von dort ging es weiter nach Mestre, wo wir ein paar Tage verbrachten. Dann ging es für ein paar weitere Tage nach Neapel, um einige Schiffe zu entladen. Dann wurden wir an Bord eines Liberty-Schiffes gebracht, das uns nach Taranto brachte, wo ich ein Jahr verbrachte. Ich war in einem Lager mit 50.000 deutschen Gefangenen auf einem großen Flughafen. Wir wurden in Bunkern mit jeweils tausend Mann untergebracht, und in unserem Bunker gab es nur SS-Soldaten, Fallschirmjäger und Froschmänner. In den Türmen gab es polnische Wachen und wir lebten in den ersten sechs Monaten in Zwei-Mann-Zelten und in den letzten sechs Monaten in Zehn-Mann-Zelten.

F: Wie war dieses Lager?

A: Wir haben im Lager gearbeitet. Ich war Friseur, also habe ich den Gefangenen jeden Tag die Haare geschnitten. Außerdem habe ich im Lager Fußball gespielt. Mein Kommandeur, ein britischer Hauptmann, war auch der Trainer der Fußballmannschaft unserer Truppe. Ich wurde dann beauftragt, den britischen Offizieren alle zwei Wochen die Haare zu schneiden; es gab zehn von ihnen. Das war der Beginn meines guten Lebens als Gefangener. Ich konnte mich aus drei verschiedenen Quellen ernähren: regelmäßige Mahlzeiten als Gefangener, die eine bestimmte Kalorienmenge pro Tag enthielten, und außerdem bekam ich Essen für das Fußballspielen und für meine Arbeit. Ich konnte Käse, Wurst, Butter, Weißbrot und was auch immer bekommen! Für jede der drei Mahlzeiten bekam ich dreimal meine Konservendose gefüllt. Sie gaben uns Karten für unsere Mahlzeiten. Ich habe bei jeder Mahlzeit zweimal gegessen und dann meine zusätzliche Ration an den anderen Mann in meinem Zelt weitergegeben. So bekam jeder andere Mann mein zusätzliches Essen. Als wir jeden Tag gezählt wurden, konnte man sehen, wer mehr gegessen

hatte als die anderen. Man konnte fast die Rippen der anderen sehen, aber es war nicht so schlimm, wie sie es im Fernsehen zeigen. Ich war gut genährt.

F: Die Bedingungen waren also recht gut?

A: Ja. Ich kann nicht sagen, dass ich schlecht behandelt wurde. Niemand hat mich getreten oder geohrfeigt oder so. Sie haben mich nicht anders behandelt, weil ich bei der Waffen-SS war. Wir wurden zwei Mal am Tag gezählt, morgens um 0700 und abends um 1600. Wir standen immer stramm, wenn die Briten uns zählten. Es war sehr militärisch; wir sahen nicht wie Scheiße aus. Das war eine gute Sache daran. Wir mussten ihre Regeln befolgen, weil wir Kriegsgefangene waren. Manchmal waren nicht alle dabei, weil sie geflohen waren. Sie mussten auch die Kranken in der Krankenstation zählen.

F: Was für Fragen wurden Ihnen bei den Verhören gestellt?

A: Die üblichen Dinge: Name, Dienstgrad, Einheit, Alter, woher wir kamen und so weiter. Im Gefangenenlager gab es ein Treffen, bevor man entlassen wurde. Sie fragten uns, aus welchem Teil Deutschlands wir kamen. Mein Sektor lag in der Nähe von Frankfurt und Würzburg am Main. Dieses Gebiet wurde von den Amerikanern besetzt, die meine Heimatstadt und die ganze Gegend einnahmen. Man wurde ausgewählt und erhielt einen Zettel, auf dem stand, dass man in den amerikanischen oder britischen Sektor ging. Wir wurden in Gruppen eingeteilt, die in die verschiedenen Besatzungszonen gingen, und es wurde ein Zug bereitgestellt. Ich wurde von George getrennt, weil er nach Leipzig in die russische Besatzungszone gehen sollte. Wir wurden in einen großen Güterwaggon gesteckt. Wir kamen mit dem Lastwagen durch Italien, und fuhren dann durch Österreich; wir waren ein paar Tage lang im Zug unterwegs.

F: Was dachten Sie über Italien?

A: Italien war ein sehr armes Land. Es war zu dieser Zeit auch sehr kommunistisch. Es war genauso arm wie Deutschland. Wir saßen in einem Gefängniszug und sahen halbnackte Kinder, die neben dem Zug herliefen und versuchten, von uns etwas zu essen zu bekommen. Manchmal gaben wir ihnen etwas. Wir warfen es ihnen zu, wenn der Zug sehr langsam in einen Bahnhof einfuhr. An den Bahnhöfen gab es immer einen Essenswagen für uns.

F: Wie war das neue Lager?

A: Wir kamen in ein amerikanisches Gefangenenlager in Rosenheim, Bayern. Ich ging in das Lager und hatte mein Papier, das mich der amerikanischen Besatzungszone zuwies, und ich war etwa zwei Wochen dort. Die Amerikaner gaben viele der deutschen Soldaten an die Franzosen ab, damit sie in den Minen arbeiten sollten; sie ließen sie nicht nach Hause gehen. Ich wurde dort auch nicht schlecht behandelt. Wir haben kleine Brotmesser mit Holzgriffen aus Metallkanistern gebastelt. Wir benutzten sie, um Brot zu schneiden oder was auch immer, sie waren nicht dazu da, Menschen zu töten. Es gab dort einen deutschen Schmied, der sie herstellte, und er leistete hervorragende Arbeit. Sie waren so scharf, dass man sich damit fast rasieren konnte. Einer der Wächter entdeckte ein Messer und wollte sie haben, also brachte er eine große Kiste mit, in die er sie legte. Draußen war es ganz schlammig und wir holten unsere Messer aus den Taschen und ließen sie in den Schlamm fallen. Dann stießen wir sie mit unseren Stiefeln in den Schlamm. Einer von uns sagte: *'Wir brauchen die Messer nicht mehr. Wenn Ihr sie haben wollt, müssen Ihr sie ausgraben.'* Der Amerikaner war so schockiert, dass er nicht einmal seinem Kommandeur

erzählte, was wir getan hatten. Ich wünschte, ich hätte mein Messer heute noch, es wäre ein schönes Souvenir gewesen.

F: Wie war Ihre Freilassung?

A: Am Tag vor meiner Abreise wurde ich von einem amerikanischen Panzerkommandanten jüdischer Abstammung verhört. Seine Eltern stammten aus Würzburg und waren in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Ich habe immer noch meine Entlassungspapiere und sein Name steht dort drin. Er hatte eine große Colt-Pistole auf dem Tisch liegen und sprach mit mir auf Deutsch. Er nannte mich bei meinem Vornamen und sagte: *'Aub ist sehr schwer beschädigt. Ich hoffe, Ihre Eltern sind noch am Leben.'* Das sagte er mir, bevor ich entlassen wurde. Er war sehr offen und erzählte mir alles. Während ich verhört wurde, stand ein großer Farbiger mit einer großen Peitsche neben dem jüdischen Panzerkommandanten. Einige von uns wurden von diesem Schwarzen ausgepeitscht, denn ich konnte sie weinen hören, während sie geschlagen wurden. In seinem Büro lag eine große deutsche Hakenkreuzfahne auf dem Boden und wir hatten alle schlammige Stiefel wegen des Regens. Im April regnet es in Deutschland sehr viel. Ich habe die Fahne gesehen und bin direkt darüber gelaufen. Ein Gefangener würde ausgepeitscht werden, wenn er über die Flagge sprang. Es war Ende April 1946 und ich packte in der Nacht meine Sachen. Am nächsten Morgen fuhren sie mich in einem Lastwagen zum Bahnhof von Rosenheim. Einer der Männer sagte: *'Sie haben Ihre Zugfahrkarte, jetzt sind Sie ein freier Mann.'* Er wünschte mir viel Glück und dann stieg ich in den Zug ein. Ich fuhr dann nach München und von dort nach Aub. Um 0600 Uhr morgens bestieg ich den Zug in meine Heimatstadt.

F: Wie war es, nach Hause zu kommen?

A: Als ich dort ankam, sah ich die ersten Leute, die ich kannte. Es sprach sich schnell in Aub herum, dass ich zurückgekehrt war. Dann ging ich zu unserem Stadtplatz und mein kleiner Dackel kam zu mir gerannt. Mein Vater stand in der Nähe unter einer Tür. Meine Eltern waren sehr froh, mich zu sehen. Sie hatten seit etwa anderthalb Jahren nichts mehr von mir gehört und dachten, ich sei tot. Die Postkarte, die ich ihnen aus dem britischen Gefangenenlager geschickt hatte, kam eine Woche nach mir an, und ich habe sie immer noch.

F: Haben Sie jemals an einem deutschen Sieg gezweifelt?

A: Nein, aber ich war jung. Selbst als wir auf der Flucht waren, dachten wir immer, dass es neue Waffen geben würde, die den Krieg gewinnen würden. Ich war sehr überzeugt, dass wir gewinnen könnten. Können Sie sich das vorstellen? Sie sagten immer, dass die 'Wunderwaffen' kommen. Das sagten sie jedenfalls. Wir dachten, es würde ein neues Flugzeug geben oder etwas Neues, das die Dinge verändern würde.